

(Nachdruck verboten.)

Es lebe die Kunst!

11)

Roman von C. Biedig.

„Da muß ich mal beispringen“, sagte Heider. „Gucken Sie weg, Fräulein, oder noch lieber, gehen Sie hinaus — da, vor die Thür!“ Er nahm sie ohne weiteres beim Arm und schob sie ins Nebenzimmer. „Nehmen Sie's nicht übel, aber sonst bringt der Mensch kein Wort raus! — Nun red', Erdmann!“ hörte Elisabeth ihn sagen.

Das Murmeln des Andern klang an ihr Ohr; sie stand am Fenster und trommelte auf die Scheiben. Einiges vernahm sie doch. Erdmann bot ein schon einmal zurückgewiesenes Manuskript an: er schien Geld nötig zu haben.

Der Verleger war zäh. „Ihre Sachen gehen nicht, lieber Erdmann, Sie sind zu scharf und ärgern die Leute. Ihr letztes Buch hat mir beinahe die Polizei auf den Hals geholt; ich hoffe immer, sie würde es konfiszieren, da wäre noch ein Geschäft zu machen gewesen! Aber so! In den Leihbibliotheken verlangt niemand Ihre Bücher, da habe ich gar keinen Absatz. Und Bücher kaufen, wer thut das?“

„Sol' sie alle der Teufel!“ sprudelte Heider heraus, „die Bücher und die Käufer! Wissen Sie, Herr Maier, der Erdmann kann doch nu mal nicht anders schreiben. Den können Sie umdrehen wie einen Handschuh, rechts und links ist bei ihm egal, der bleibt der Erdmann. Und ist's nicht gut so?“ Er erhob die Stimme, daß sie wie eine Posaune in die Nebenküche dröhnte: „Jeder soll reden, wie ihm das Maul gewachsen ist; haben Sie das nicht selbst gesagt?“

„Schon, schon,“ Maier räusperte sich verlegen, „vom literarischen Standpunkt aus, gewiß. Aber für mich ist es eine schwere Sache.“ Er machte eine Pause, als überlegte er. „Ich kann, ich darf nicht zusehen; die Herstellung kostet viel, dann liegen mir die Bücher herum“ — er seufzte tief — „glauben Sie nicht, daß ich Sie aufrichtig schätze?“ Seine Stimme bekam einen warmen Klang. „Wenn ich heute ein Millionär wäre, würde ich mich keinen Augenblick bestimmen, Ihr Buch zu nehmen, lieber Erdmann!“

Was Erdmann sagte, war nicht zu verstehen. Heider lief in der Stube auf und ab, das Knarren seiner Stiefel überfüllte jedes Wort, jetzt blieb er stehen. „Da pfeife ich auf die Verleger!“

„Kobes, Kobes!“ Erdmann rief's in Todesangst.

„Ach was, laß mich nur meinem Herzen Luft machen! Wenn Sie nicht mal was riskieren wollen, Herr Maier!“

Elisabeth mußte vor sich hin lachen; sie hatte kein rechtes Verständnis für das Gespräch nebenan, die Empörung Heiders kam ihr komisch vor. Es interessierte sie gar nicht mehr, zu lauschen. Sie hielt sich die Hände vor die Ohren, — was ging sie das Gespräch da drinnen an? Sie lauschte dem Freudentied, das immerfort, immerfort in ihr erklang. Draußen lag Sonnenschein auf verstaubtem Asphalt, ein ganzes Meer von Sonnenlicht; sie starrte mit glänzenden Augen hinein und träumte herrliche, nicht zu beschreibende Träume eines großen, unennbaren Glückes. Die Hände sanken ihr von den Ohren.

Nebenan lenkte das Gespräch in ruhigere Bahnen. „Liebe Kinder,“ sagte Herr Maier, „ich thue, was ich kann. Meint Ihr, es ist 'ne Wonne, berühmte Namen zu verlegen? Ich will keinen nennen, aber ich sage Euch, manchmal bin ich ganz marode. Eine saure Arbeit! Und Ihr macht mir noch Vortwürfe? Ich brauche einen großen Schlager, wenn ich meine jungen Autoren anbringen will. So einer, der zieht, reißt eine Menge anderer mit sich. Ihr müßt Euch an den berühmten Namen kleben, wie Lustern an den Felsen. Und wenn Ihr das nicht wollt, dann —“

„Dann werden wir eben etwas später berühmt!“ jagte Heider.

Und Erdmann setzte hinzu, lauter, als er bisher gesprochen hatte: „Nein, bitte, Herr Maier, ich weiß, Sie meinen es gut mit uns, aber von so einem ins Schlepptau genommen werden, das paßt uns nicht.“ Er klemmte sein Manuskript wieder unter den Arm. „Komm, Kobes!“

„Warte!“ Heider lief zum Nebenzimmer. „Empfehle mich, Fräulein! Viel Vergnügen auf der halsbrecherischen Leiter!“

„Oh, ich kann gut klettern!“ sagte sie rasch und trat zu ihm. „Ich werde mich auch empfehlen.“ Sie ging auf Herrn Maier zu und sah ihn fragend an.

„Es wäre weiter nichts zu besprechen, ich sehe den Kontrakt auf, Sie können ihn demnächst einsehen.“ Er reichte ihr die Hand: „Auf Wiedersehen!“

Sie gingen alle drei mit einander fort. Unten auf der Straße stieß Heider einen Seufzer aus. „Kein Vorschuß! Fräulein, haben Sie sich schon mal in der unangenehmen Lage befunden, Geld zu brauchen und keins zu haben?“

Sie sah ihn erstaunt an.

Er lachte. „Also nicht, sonst würden Sie keine so großen Augen machen!“ Zutraulich ging er neben ihr her, mit den Armen schlenkernd, wie ein Schuljunge. Er hatte eine Art, die ihr fremd war, eine gewisse Dreistigkeit, die doch nicht verletzte.

Ihr Weg war der gleiche. Elisabeth ging zwischen den beiden jungen Männern; hier in der freien Luft war Erdmann weniger schüchtern als im Zimmer des Verlegers. Sie sprachen von Maier.

„Ein anständiger Kerl!“ sagte Heider, „er hat uns schon oft Vorschuß gegeben. Man konnte ihn heute wirklich nicht mehr drängen.“

Erdmann lächelte wehmütig, hielt seine lange Gestalt vornüber gebeugt und hüstelte. „Ich bin Dir jetzt schon dreihundert Mark schuldig, Kobes!“

„So? Davon weiß ich gar nichts!“ Heider that sehr erstaunt. „Und wenn Du sie mir schuldig wärst, was wäre da? Du bist mir sicher, Erdmännchen.“ Er wandte sich erklärend zu Elisabeth: „Wir hausen zusammen. Wir haben einen Tisch mit einer Schieblade, in die thut Geld, wer gerade welches hat. Das ist unsere Schatzkammer, wir greifen nur so hinein; wenn's alle ist, ist's eben alle!“

Erdmann war bedrückt, er schüttelte den Kopf. „Wenn Du nicht Uebersetzungen machtest und Kritiken schriebest und auf der Redaktion arbeitetest, dann —“

„Dann wäre ich faul!“ schnitt ihm der andere rasch die Rede ab. „Laß gut sein, altes Haus, Du wirst noch mal so berühmt, daß Dir die Verleger nachlaufen.“

„Ich erlebe es nicht!“ murmelte Erdmann. Es fiel Elisabeth auf, wie versallen er plötzlich aussah. „Ich bin nicht gesund“ — er deutete ihren mitleidigen Blick recht — „ich habe ein paar Tage gelegen, habe mich heute nur aufgerafft.“ Er seufzte. „Wenn Maier das Ding genommen hätte, wäre ich gesund geworden.“

„Er ist ein Genie!“ flüsterte Heider dem Mädchen zu. „Die Zeit ist nur noch nicht reif für ihn!“ Sein bewundernder und zugleich besorgter Blick streifte den Freund. „Du darfst Dich nicht so abarbeiten, Du bist das der Welt schuldig.“

Erdmann hörte ihn nicht; er ging ganz in Gedanken versunken, den Kopf tief geneigt. Sein Manuskript preßte er unter den Arm. Von rückwärts gesehen, konnte man ihn für einen alten, verbrauchten Menschen halten. Er schlich langsam.

Heider und das junge Mädchen waren ihm bald voraus; sie unterhielten sich sehr gut. Heider war, wie sie, in der Freiheit aufgewachsen; die Augen leuchteten ihm, als er von seiner Heimat sprach, dem Rhein. Er sprach mit Begeisterung von den grünen, breitflutenden Wellen, den Nebengebüden, die die Sonne küßt, von den rheinischen Mädchen mit den schnellen Zungen und der rheinischen Fröhlichkeit. Er wurde ein anderer. Sein burschikoser Ton verschwand, eine kindliche Weichheit kam in sein Gesicht, die kantigen Züge rundeten sich, ein liebenswürdiges Lächeln spielte um seinen Mund; er drückte sich schön aus, voll von einer zarten, edlen Empfindung.

Die Wagen rasselten vorüber — hier war die Lützowstraße mit ihren sich kreuzenden Pferdebahngleisen und ihrem Durcheinander von Fußgängern.

Sie standen vor einem Schaufenster still und bemerkten nicht, daß Erdmann an ihnen vorüberschob, und er wiederum sah sie nicht.

Elisabeth hatte ganz vergessen, daß sie nach Hause mußte; Mile wartete mit dem Essen. Sie lehnte neben Heider an dem Messingstab, der das Schaufenster gegen die Straße zu schloß. Anscheinend betrachteten sie die Bücher der Auslage, die Photographien von Bergen und Seen und die beliebten Ansichts-Postkarten, aber in Gedanken beschäftigten sie sich miteinander.

Vor einer Stunde waren sie noch fremd, und merkwürdig, jetzt gingen ihre Seelen nebeneinander her und freuten sich der Gemeinschaft.

Wie Heimatlust wehte es von einem zum andern, Elisabeth gab sich ganz einem impulsiven Empfinden hin; sie war erfreut, wie ein Echo kamen ihr die eigenen Gedanken und Ansichten zurück. Das Wort glitt ihr so leicht von der Lippe; bei aller Freundlichkeit, mit der man sie bei Mannhardts und bei Kistemachers überschüttete, war doch immer eine Schranke, kaum gesehen, kaum gefühlt, und doch war sie da. Hier war keine.

Sie reichten einander die Hände mit einem herzlichen Druck.

„Glück auf, Fräulein Reinharz!“ sagte Heider frisch. „Ich weiß es, Sie schreiben gut, ich lese es auf Ihrem Gesicht. Sie haben einen Mund, ein Sinn, so energisch, wie ich's noch bei keinem Frauenzimmer gesehen habe. Und in Ihren Augen ist Thrill, viel warme Empfindung — Mund und Augen, eine glückliche Vereinigung!“ Er zog den Hut von der schwarzen Mähne und schwenkte ihn mit einer komischen Galanterie. „Alle Achtung, ich bin noch keinem Mädchen begegnet, das mir so gut gefallen hätte! Und ich bin Kenner.“

„Danke!“ sagte sie heiter, hob das frische Gesicht zu ihm auf und lachte ihn aus freundlichstrahlenden Augen an. „Sie gefallen mir auch sehr gut!“

Er küßte nicht ihre Hand, aber er hielt sie eine ganze Weile in der seinen. Seine Augen ruhten mit einem warmen Blick auf dem Mädchen; die Vorübergehenden mochten sie wohl für ein Liebespaar halten.

„Wir wollen uns wiedersehen. Ist es Ihnen recht, Fräulein Reinharz, wenn ich Sie besuche?“ sagte er. „Sie müssen in unsern Kreis kommen; tüchtige Kerle dabei — und unsere Mutter Maria, na, warten Sie nur! Es geht freilich etwas einfacher zu als bei Ihren Mannhardts und bei den drei Litteratur-Barzen — wenn die sich doch nur einmal gegenseitig den Faden abschnitten!“

Elisabeth sah ihn erschrocken an. „Nein, nein!“ Er lachte. „Haben Sie nur keine Angst, ich bin durchaus nicht gegen schriftstellernde Frauen. Im Gegenteil, wenn ein Weib ehrlich sein Herz giebt, den Mut seiner Meinung hat und doch nicht vergißt, daß es einen Unterrock anhat, dann — Gut ab!“

Aber die Weiber, die sich mit angelogenen Empfindungen aufplustern und die Welt mit einem Syruppinsel annalen, — sind lächerlich!

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Während im Haag der Weltfriedens-Kongreß aus dem Sommerschlaf spricht, tobt in der Welt wilder denn je der Streit, der an Gewalt und Blut sich mähet. Der Parlamentarismus der romanischen Völker erschöpft sich in erregten Zudungen, wenn er sich auch freilich durch die Größe der Ziele und die Höhe der Intelligenz erheblich von den parlamentarischen Vorgängen des niederösterreichischen Germanentums unterscheidet. Die Vernunft ist immer noch jenes edelste, aber zarteste Kampfmittel, das schon vermag, wenn die wilden Tiere in den Triebablagen des rohen Menschentums brüllen. In die mühselige Kulturarbeit weht immer noch die Gewalt ihren erstickend überwuchernden Samen. Die Argumente der Politik steigen ihre Gewißheit mit dem Maße der Durchschlagkraft. Sie heben an mit der sehr unmaßgeblichen Hypothese einer einfachen Oxygene, setzen sich fort mit der nicht unbegründeten Meinung eines Faustschlags, um über Gummischlauch, Säbel, Revolver sich zu der mathematischen Gewißheit einer Schnellfeuer-Kanone zu steigern.

Die Gewaltpolitik, verwerflich schlechthin vor dem Ideal der Humanität, hat ihren sehr elastischen moralischen Geltungstarif. Durch alle Grade des Guten und Bösen hindurch wird dasselbe Mittel gewertet, je nach dem Zweck, dem es dient, und der Person oder der Klasse, die es benutzet. In dem Bewußtsein der Menschheit wohnen hier die kräftigsten Widersprüche einträchtig beisammen.

In China dringt eines Tages eine fremde Macht ein und nimmt sich kraft ihrer mechanischen Gewalt ein Stück Landes. Man taucht diesen Eroberungszug ohne Kriegserklärung mit dem klingenden Namen: weißschauende Weltpolitik. Der Chinese aber sieht das Recht des Fremdlinges nicht ein. Die Ausbrüche seines Hasses

stemmen sich gegen die Thätigkeit des Eroberers. Der aber kommandiert Feuer, und das Blut der Rebellen färbt den Boden. So waren die nationalen Deutschen für den ersten Napoleon Rebellen und wie heute die gedungenen Helden der Feder dazu aufrufen, um die frechen Chinesen gebührend zu züchtigen, so waren am Anfang des Jahrhunderts die Idealisten nationaler Selbstbestimmung Heher und Aufrührer, die sich den Segnungen überlegener Kultur plump wideretzten. Zu der gleichen Zeit, wo man sich das Recht des Kleinalibrigen gegen die Verteidiger des heimischen Bodens anmaßt, begründet der Vertreter des Deutschen Reiches im Haag die ewige Notwendigkeit der militaristischen Barbarei aus der Pflicht, die nationale Ehre und Größe gegen jedermann zu schützen.

Im Kohlenrevier lassen sich arme, elende, unaußgeklärte polnische Arbeiter, die noch nicht die Kraft organisatorischen gesellschaftlichen Kampfes erlangt haben, in ihrer Verbitterung und Verzweiflung zu Gewaltthätigkeiten hinführen. Ein Staat, in dem die herrschenden Klassen einen großen Teil der Bürger in tiefster Erniedrigung halten, ein Staat, in dem die herrschenden Klassen erbittert die Kämpfer verfolgen, die um die Erhebung der Massen ringen, ein solcher Staat sollte nicht darüber erstaunen, daß Ausbrüche eines undisziplinierten Temperaments vorkommen, sondern sollte das gnädige Wunder preisen, daß sie so selten sich zeigen. Aber der Staat fühlt sich nicht verantwortlich für die Folgen seiner schlechten Erziehung. Er züchtigt seine Kinder, wenn sie ungezogen sind. Die Polizei erhält das Recht, auf der Stelle das Todesurteil zu sprechen und zu — vollstrecken. . . In Ferne herrscht wieder Ruhe. Die von der Polizei Getöteten werden neben den Opfern der Betriebsnfälle eingestacht.

In Jena plünderten studierende Jünglinge unlängst ein Hotel und gefährdeten die Passanten der Straße durch ihre Wurfgeschosse. Kein Polizist feuerte unter die nichtsinnigen Aufrührer. Kein Militär rühte im Sturmschritt heran, und nicht einmal Staatsanwaltschaft und Gericht legten sich ins Mittel. Ja die „Post“ unterließ es sogar, einen Zusammenhang zwischen den Landfriedensbrechern von Jena und den Hezereien der sozialdemokratischen Agitatoren festzustellen.

Auch sonst empfindet dieser waffenklirrende Staat wie eine zimperliche Jungfrau. Der Arbeitswille zum Beispiel erscheint ihm köstlich schimmernd im Schmetterlingsstaub, und er wacht darüber, daß kein rauhes Wort eines ruchlosen Streikbruders von dem Glanz ein Pünktchen auslöscht. In dem Reiche, wo die Kasernenhofblüten schimpflich die starken Mauern des Staates umranken, wird es nicht geduldet, daß die Ehre eines Arbeitswilligen mit einem groben Ausdruck verlegt wird. Nur sollte sich so ein Arbeitswilliger hüten, in trunkenem Zustande einen Offizier zu belästigen, alsdann schwindet selbst seine Unantastbarkeit.

Mitten in dieser Welt von Gewaltthaten, die der Staat bald billigt, bald bestraft, manchmal bekämpft und öfter verübt, finden sich doch Ansätze zu einer Entwicklung mit friedlichen Mitteln. Wir denken nicht daran, daß Drexius nun auf französischem Boden weilt und damit die Macht des Rechts gegenüber dem Recht der Macht einen preisenswürdigen Erfolg errungen hat. Auch daran wollen wir nicht erinnern, wie auf dem Verwaltungswege in aller Ruhe die Revolution von 1848 aus der Geschichte getilgt wird. Diese verheißungsvollen Anzeichen eines gewaltlosen Zeitalters verschwinden vor dem herrlichen Mittel, das man eben entdeckt hat, um eine haberefreie Politik ohne Hindernisse und Reibungen kraftvoll, fruchtbar und mühelos durchzuführen. Die rohe Politik der Reaktion, die in Deutschland herrschte, beginnt sich in eine linde Politik der Rebellion zu verwandeln. Der Reichstagspräsident Graf Ballestrem hat in einem unüberlegten Augenblick die Kritik kaiserlicher Reden im Reichstag freigegeben, sofern sie nur authentisch veröffentlicht werden. Das ist natürlich geeignet, das konstitutionelle Gewohnheitsrecht und andere schöne Dinge aufs ärgste zu gefährden. Was soll daraus werden, wenn sich die Monologe des Monarchen unter Mitwirkung des Parlaments zu Dialogen auswachsen, die Reden durch Gegenreden beantwortet werden. Der Kaiser freilich, der die schlägfertigen Erwidierungen lieben soll, würde persönlich kaum an solchem Brauch Mißfallen finden. Aber ein derartiges Verfahren ist doch nun einmal nach Herrn Wesfelds Zeugnis ungesittet und darf nicht geduldet werden. Welch unlösbarer Konflikt scheint sich da zu erheben. Der Präsident gestattet dem Reichstag, was die Regierung verbieten muß. In dieser Not hat ein genialer Beamter angeblich im Bureau des Reichstages das Mittel der Zukunft entdeckt und auch gleich angewendet, wie man fürderhin unbehelligt durch die blöden Einflüsse irrgeliteter Unterthanen die Völker zu ihrem Glücke führen kann. Das Mittel ist absolut schmerzlos, unsehbar wirksam und kostet nicht einmal so viel Arbeit wie die Fällung eines Wechfels. Man hat nur nötig, die Beschlüsse des Parlaments angemessen zu redigieren. Ein Federstrich genügt, um jeden Konflikt aus der Welt zu streichen. Hat Graf Ballestrem die Thorheit begangen, die Kritik kaiserlicher Reden zu gestatten, so hat der Redacteur der Reichstagskronogramme das Vaterland vor unabsehbaren Gefahren gerettet, indem er das Gegenteil in die Alten hineinschrieb. Man hat das plumpertweise eine Fällung genannt. In Wahrheit ist es eine staatsrettende Erfindung, der Heilsweg zum ewigen Völkerfrieden nach innen wie nach außen. Freilich müssen wir gestehen, daß der Entdecker des neuen Universalrezepts schon Vorgänger gehabt hat. Wir erinnern uns eines Schulfameraden, der

einen sehr nervösen Vater sein eigen nannte. Um ihm den häuslichen Frieden nicht zu stören, pflegte er in seinen Zeugnissen das „nicht“ vor dem „genügend“ mittels chemischer Einwirkungen zu befeitigen. Inzwischen das war nur eine kümmerliche Vorahnung der jetzigen weltungestaltenden Erfindung. Fortan wird keine Messigung mehr in ihrer Weisheit durch die Unvernunft der Völker gelähmt werden. Schon liest man in den Reichstags-Stenogrammen, daß die Zuchtshausvorlage einer Kommission überwiesen ist. Der Mittelstand-Kanal wird, wie immer der Entschluß des preussischen Abgeordnetenhauses ausfallen mag, in dem Stenogramm unter allen Umständen als angenommen erscheinen. Und wenn über Jahr und Tag der Reichstag die Einführung der sozialen Republik beschließen wird, so wird man amtlich dafür die Einführung der absoluten Monarchie lesen. —

Joc

Kleines Feuilleton.

— Eine indische Version des Hero und Leander-Motivs ist die folgende von der „Frankf. Ztg.“ mitgeteilte Volksgeschichte, die im Pendschab, besonders in Lahore, sehr beliebt ist: In einem Dorfe namens Marjala lebte ein Töpfer, der eine schöne Tochter hatte, Soni geheizen; Izzad Beg, ein reicher, junger Kaufmann, erblickte sie einst, als er sich gerade die Waren des Töpfers besah, und hielt bei ihm um die schöne Soni an, doch der Vater wies ihn ab. Da nahm er all sein Gut zusammen, verkaufte es und legte die Tracht eines armen Fischers an, worauf er jeden Tag die Familie des Töpfers mit Fischen versah. Seine Wohnung aber befand sich auf dem anderen Ufer des Stroms, über den er jedesmal in einem großen irdenen Krug setzte. Einmal fing er jedoch nichts, und verzweifelt hierüber, schnitt er sich ein Stück Fleisch aus seinem eigenen Körper, brat es und überbrachte es seiner geliebten Soni. Diese merkte den andersgearteten Geschmack und tadelte Izzad Beg, daß er ihr einen schlechten Fisch gebracht hätte. Da gestand er ihr alles ein, und voll Bewunderung für seine starke und treue Liebe willigte sie ein, ihm seine Besuche zu erwidern, indem sie hierzu ebenfalls einen irdenen Krug benutzte. Inzwischen hatte aber ihr Vater entdeckt, wer der arme Fischer war, und im stillen beschloß, ihn aus dem Wege zu räumen. Er verkaufte zu diesem Zwecke des Nachts den irdenen Krug Izzad Begs, den dieser für gewöhnlich am Ufer stehen ließ, um ihn zur nächsten Fahrt bereit zu halten, mit einem Krug aus ungebranntem Thon. Zufälligerweise war es aber Sonis Krug, die gerade ihrem Geliebten einen Besuch abgestattet hatte, so daß sie bei der Heimkehr mitten im Strom ertrank. Beim Untergehen erkannte sie den bösen Streich ihres Vaters und verfluchte ihn und das Dorf. Ihr Geliebter nahm sich aus Kummer das Leben, ebenso ihr Vater, als er seines Irrtums gewahr wurde, und der Strom schwoll an und erfüllte Sonis Fluß, indem er mit seinen Fluten das Dorf forttrug. —

ss. Wie der Tabak sein Aroma erhält. Aus den Untersuchungen der letzten Jahre wurde ziemlich allgemein der Schluß gezogen, daß die im Tabak eintretende Gärung und die daraus entstehende Geschmacksverbesserung eine Folge der Tätigkeit von Bakterien sei, und es sind daraufhin viele Versuche unternommen worden, den eigentlichen „Tabak-Bacillus“ zu entdecken. Einemal sollte dies bereits gelungen sein. Dr. Löw von der Biologischen Gesellschaft in Washington macht diese Hoffnung jetzt jedoch zu Schanden, indem er feststellt, daß Bakterien überhaupt keinen Teil an den Veränderungen, denen der Tabak unterliegt, besitzen können, da der Tabak ein sehr ungünstiger Nährboden für Bakterien ist und sogar solche Keime, die zufällig auf den Blättern vorhanden sind, infolge des Gärungsprozesses tötet. Löw hat aber eine andere wichtige Entdeckung gemacht, die sehr zur Aufklärung beitragen wird. Er hat zwei oxydierende Fermente gefunden, die zweifellos auf die Erzeugung der Farbe und des Aromas im Tabak bestimmend einwirken. Eine falsche Behandlung der Blätter kann diese Gärstoffe zerstören und damit diejenigen chemischen Veränderungen verhindern, die die Verfeinerung des Geschmacks hervorbringen. Auch das Nitotin, das in den frischen Tabakblättern nicht vorhanden ist, ist einer der Stoffe, die durch die Wirkung jener Fermente erzeugt werden. —

— Treibhausgurken. Der Anblick eines Gurkentreibhauses, so schreibt die Zeitschrift „Nutter Erde“, ist im höchsten Grade seltsamer. Ist man doch daran gewöhnt, sich die Gurke als ein liegendes Gewächs vorzustellen, das seine Ranken flach über den Erdboden erstreckt. Hier dagegen sehen wir die Pflanzen, an Spalieren in die Höhe kletternd, mit äußerst kräftig ausgebildeten, frei in der Luft herabhängenden Früchten. Die Anregung zur Spaliergurkenzucht mag die japanische Klettergurke gegeben haben und auch die vielen verschiedenen jetzt kultivierten Arten sind wahrscheinlich alle Kreuzungen mit diesem Urtypus. Das Mutterland der Kultur ist England, welches durch die viel betriebene Weinzucht an Spalieren besonders dazu prädestiniert erschien. In Deutschland wurde bisher neben der Landgurkenzucht ausschließlich Kastenkultur getrieben, die jedoch nicht bloß recht mühevoll, sondern auch unzuverlässig ist. Der vollkommenste und ertragreichste Betrieb ist dagegen die Gurkenkultur in Gewächshäusern. Zwar muß hier mehr Arbeitskraft auf das Anbinden der Pflanzen an den Drahtspalieren verwandt werden; dieses Mehr an Arbeit wird aber durch Erleichterungen anderer Art sowie den viel höheren Ertrag und

durch bessere Qualität reichlich aufgewogen. Die Treibhausgurken welche im Geschmack alle anderen übertreffen, können, falls mit der Anzucht der Pflanzen Ende Dezember begonnen wird, Mitte März bereits geschnitten und auf den Markt gebracht werden. Der Ertrag ist ein ganz überraschend großer. Eine einzige Pflanze bringt bei richtiger Behandlung in drei Monaten 80—90 Gurken. In einem Hause von 4 Metern Breite und 42 Metern Länge können 110 Pflanzen angepflanzt werden, welche bei entsprechender Kultur in der angegebenen Zeit wenigstens 9000 Früchte bringen. —

Musik.

Nun haben wir gleich zwei Sommeropern, abgesehen von der Ausnützung des „Stroll“ und vom alten Opernhaus, das jetzt Ferien macht, so daß ein paar Tage lang in Berlin vier Opern-Theater spielten. Im „Westen“ war schon seit längerem die neue Operndirektion Max Heinrich eingezogen, im Schiller-Theater wirkt seit Donnerstag die bereits bekannte, zum Teil ergänzte „Norwiz-Oper“. Gemeinsam ist beiden eben der Charakter der Sommeroper: die Zusammensetzung eines Personals von den verschiedensten Stellen her, so daß recht verschiedenartige Leistungen nebeneinander stehen und das Ensemble noch unsicherer ist als in ständigen Theatern. Im ganzen läßt sich denen von Heinrich ein besseres Singen, denen von Norwiz ein besseres Spielen, unterstützt durch eine etwas sorgfältigere Ausstattung und Inszenierung, nachrühmen. Letztere sind ja auch schon besser „eingefahren“; andererseits „spielen“ sie etwas zu viel.

Sie begannen mit Lorchings komischer Oper „Der Wildschütz“ und brachten am nächsten Abend Spinellis Iyrisches Drama „A Basso Porto“, sowie Mascagnis „Cavalleria rusticana“, die am Dienstag zuvor auch in der Norwiz-Oper als Nachspiel zu Rossinis „Barbier von Sevilla“ gekommen war. Durchschnittlich gelingen solche tragische Stücke derartigen Theatern besser als die feinen Spielopern; für letztere fehlt es der einen wie der anderen Gesellschaft sowohl an der graziösen Beweglichkeit der Komik als auch an der Pietät der Ausföhlung. Der „Barbier“ wurde, damit noch das rustiane Jugstüch angefügt werden konnte, unbarmherzig zusammen, will sagen auseinandergerichtet — auf die gerade in Berlin unter Direktor Engel 1890 durchgeführte Ersehung des Dialogs durch Recitative mußten wir natürlich erst recht verzichten. Von der künstlerischen Höhe der neulichen „Zauberflöten“-Ausführung war diesmal nicht viel geblieben. Indessen ragten zwei Sänger auch diesmal wieder hervor: Felix Dahn als „Figaro“ und Robert Blaf, der prächtige Bassist, in der Baritonrolle des „Vasilio“, während Richard Radow, mit einer mehr baritonalen Stimme die Basspartie des Dr. Bartolo singend, leider zu einem etwas posenhaften Ton des Ganzen beitrug. Als Sopran zeigte Rita Neumann eine ziemlich gute Koloratur. In der „Cavalleria“ bewährten sich besonders die Sängerrinnen Gertrud Neumann-Gahndorf („Santuzza“) und Martha Hartmann („Lucia“), sowie Herr Wilhelm Dörwald.

Bei Norwiz sind vor allem zwei schauspielerisch tüchtige Kräfte hervorzuheben: Frida Hawliczek und Henry Vorkers. Jene besitzt eine gerade in dieser Umgebung besonders schätzenswerte Kunst des Sprechens und des vornehmen, mit den geringsten Bewegungen wirkenden Spielens. Ihrer Stimme haftet der doch fast allgemeine Fehler des schrillen Schreiens nicht an; leider jedoch ist die Stimme recht matt und nicht (oder nicht mehr) ordentlich herausgearbeitet. Wenn wir beachten, daß die Sängerrin im „Wildschütz“ eine Sopranrolle („Gräfin“), in der „Cavalleria“ eine Altrolle („Lucia“) gab, so haben wir einen viel-sagenden Einblick in die Anbitten, die unter solchen Verhältnissen den Stimmen angethan werden. Da brauchen wir uns wohl nicht wundern, wenn Henry Vorkers die hübschen Töne, die sie manchmal, namentlich zu Beginn irgend einer längeren Stelle zeigt, bald in einem Ueberfließen umbringt. Sie sang nacheinander die „Nutter Maria“ in „A Basso Porto“ und die „Santuzza“ in der „Cavalleria“, beide mit großer, wenn gleich über-treibender und steigerungsloser dramatischer Kraft. In ähnlicher Weise sticht spielte Oscar v. Lauppert dort den „Ciccillo“ und hier — für einen unspäßlichen Kollegen rasch einspringend — den „Alfio“, beide male mit etwas zu viel „Sprechgesang“. Auch Otto Schröder als „Turiddu“ hielt sich gut; daß er die „Siciliana“ in der Einleitung zu tief sang, lag wohl an einer ungenügenden Verständigung mit dem Orchester, dem übrigens ebenfalls noch manche Aufkräftung zu wünschen wäre. Josefina Vettori spielte im selben Stück die „Vola“ und im „Wildschütz“ das „Gretchen“ sehr charakteristisch; ihrer Stimme wäre eine Ueberwindung des Fladers der Töne recht sehr zu gönnen, während ein gleicher Wunsch bei der Stimme von Janka Major („Baronin“ im selben Stück) kaum der Mühe wert ist. Herr Carl Jörn, der hier der „Varon“ und in „A Basso Porto“ den „Luigino“ sang, besitzt ein nicht übles Stimm-material, das jedoch ganz anders benützt werden müßte. Die Titelrolle im „Wildschütz“, der Schulmeister Baculus, wurde von Georg Thölle gut gesprochen, amehmbar gesungen und ziemlich trocken gespielt; recht nett machte sich hier Theo Raven als „Paneratin“.

Wenn wir in dieser Weise die Gelegenheit benutzen, um leichter als sonst auf typische Sing- und Spielfünden aufmerksam zu machen, so dürfen wir doch nie vergessen, daß gerade solche Unternehmungen, weit entfernt von dem Vorteil eines

fest eingefahrenen Theaters und gar von der materiellen Sicherheit einer Hofbühne, eines besonders mitlen Maßstabes bedürfen. Wir können dankbar sein, daß dem Publikum in der gefährlichsten Jahreszeit so viel dargeboten wird, und müssen solche Fortschritte, wie sie bei Morwig mitten im Verlauf der „Wildschütz“-Aufführung zu merken waren, noch eigens anerkennen. Immerhin sollten die Direktionen auch dafür sorgen, daß etwas Besonderes geboten werde, nicht bloß ein leidliches Abspielen oder Vorspielen bekannter Sachen. Also: wenn schon nicht Premieren, so doch sorgsame Neufindungen, Musteraufführungen — nicht im Sinn eines Ensembles von „Eternen“, sondern im Sinn einer hingebenden Ausführung dessen, was die schaffenden Künstler mit ihren Werken gewollt haben. — sz.

Archäologisches.

— **Römerfunde in Stockstadt.** Auf dem beschränkten Raum bei dem Klärbassin der Zellstoffabrik in Stockstadt, der im vorigen Jahre schon eine große Menge von römischen Beneficiarier-Totivsteinen ergab, ist abermals ein mächtiges Denkmal dieser Art von rotem Sandstein tief im Boden gefunden worden. Das im ganzen wohlerhaltene Monument ist 1,40 Meter hoch, im Mittel 59 Centimeter breit, 35 Centimeter dick und in außergewöhnlicher Art reich profiliert. Zwischen den Rosetten der beiderseitigen Nollen (Convoluten) zeigt sich am Gefäss von einem tranzontig gewundenen Halbmond umrahmt, ein menschlicher Kopf, der wahrscheinlich den Gott Merkur, dem das Denkmal gewidmet ist, vorstellen soll. Die fünfzeilige Inschrift ist in sehr korrekten Formen, die auf gute Zeiten hinzuweisen scheinen, sauber, aber wenig tief ausgehauen. Sie hat in den zwei ersten Zeilen die ungewöhnliche Höhe von 8 Centimeter und besagt, daß ein T. H. VITVS, Beneficiarius des Statthalters, dem Merkur zufolge eines Gelübdes dieses Denkmal gewidmet hat. Leider ist durch eine Abwegung des Steins von der linken Seite aus der zweite Buchstabe im Namen des Stifters, wahrscheinlich ein A, bis zur Unkenntlichkeit verschliffen. Nach vorliegenden Anzeichen sind an der Stelle noch weitere Funde zu erwarten. —

Völkerverkunde.

— **Webemuster und Tätowierung auf den Lutschu-Inseln.** Die zu Japan gehörigen Lutschu-Inseln sind von dem Amerikaner Dr. William Furness zum Zweck wissenschaftlicher Forschungen besucht worden. Ueber seinen Besuch hat er, wie wir dem „Globe“ entnehmen, einen lebhaft geschriebenen Bericht erstattet, in dem er auch auf den Zusammenhang zwischen Weberei und Tätowieren auf jenen Inseln eingeht. Das Tätowieren wird dort von Weibern besorgt, die daraus ein regelrechtes Geschäft machen. Die Besteuerung der Männer hängt zusammen mit der Menge Reis oder Hirse, welche sie von ihren Ländereien ernten, während die Frauen nach der Güte des von ihnen gewebten feinen Stoffes besteuert werden. Es giebt etwa 20 Stoffarten, welche je nach der Schwierigkeit, mit der die darin eingewebten Muster hergestellt sind, taxiert werden, und ist ein Weib vorzüglich in der Schaffung eines bestimmten Webemusters, so wird ihr dieses auf die Hand tätowiert. Das gilt als eine besondere Ehre, ist aber auch insofern kostspielig, als mit der Schönheit des Webemusters auch die Steuern erhöht werden. In Ooshima bedient man sich außer den auf die Hände tätowierten Mustern noch eines eigentümlichen Zeichens, das auf der Innenseite des Handgelenkes angebracht wird. Es besteht aus einer Zusammenstellung verschiedener Figuren: dem geöffneten Schnabel eines Vogels, dem Heutel eines Theetopfes, dem Kopfe einer Schildkröte und dem Schwanz eines Fisches. Neben dem Fischschwanz steht auf dem Knöchel der rechten Hand stets eine viereckige Figur, während an derselben Stelle der linken Hand entweder ein runder Fleck oder ein Stern eintatowiert ist. Das Viereck soll eine Spule mit aufgewickeltem Garn darstellen. In anderen Gegenden sind diese Zeichnungen etwas anders gestaltet. Dort stellen lang eintatowierte Linien auf den Fingern Bambusblätter dar. Verschiedene Zeichnungen auf dem Handrücken wurden aber nur teilweise erklärt. In Myato-Jima stimmten sie mit Webemustern überein, unter denen Scheren, die Fußstapfen von Vögeln und Hühnerfüßen vorkommen. Auf der linken Hand steht ein Dreieck „zur Abwehr böser Geister“. Die Tätowierung findet nur im Juli und August statt, wenn die Feldarbeit ruht; denn die Hände schwellen dadurch stark auf. —

Aus dem Tierreiche.

— Eine große naturhistorische Merkwürdigkeit ist, wie der „Voss. Zeitung“ aus Stockholm geschrieben wird, dem zoologischen Museum der Universitätsstadt Lund angeboten worden. Sie stammt aus Madagaskar und besteht aus einem Ei des ausgestorbenen Riesenvogels dieser Insel, des *Aepyornis maximus*, den man für den in den orientalischen Sagen vorkommenden Vogel Hock hält. Dergleichen Eier und Stücke davon sind mehrfach tief im Sande an den Flußmündungen der flachen Sandküste Madagaskars, zuerst, soweit bekannt ist, im Jahre 1850, gefunden worden. Die Stücke gleichen Porzellanstücken von einem halben Centimeter Dicke. Knochenreste des Vogels fand man sehr sparsam, und erst der neueren Forschung ist es geglückt, soviel Material beizubringen, daß man sich ein einiger-

mäßen vollständiges Bild von dem Bau der Tiere machen konnte. Ihre nächsten Verwandten bilden augenscheinlich die Strauße oder noch mehr die Geier. Sie waren im Vergleich zu den Vögeln der Gegenwart von kolossaler Größe und klumpig gebaut, was sich auch schon aus dem Umstand schließen läßt, daß ein Ei dieses Riesenvogels dem Umfang nach sechs Stück Straußeneiern oder 150 Stück gewöhnlichen Hühnereiern entspricht. Daß die gefundenen Eier so gut der Zeit widerstanden haben, erklärt sich zum Teil daraus, daß die kalkige Schale in kristallinische Form übergegangen, also versteinert worden ist. Das jetzt nach Schweden gelommene Exemplar, das von einem jungen Schweden während seines Aufenthaltes auf Madagaskar erworben und dem Museum in Lund für 1000 Kr. angeboten wurde, ist besonders gut erhalten, mißt 33 Centimeter in der Länge und 57 Centimeter im Umfang. —

Humoristisches.

— **Robel.** „Wie, Herr Kommerzienrat lassen sich auf Ihrem Fahrrad von dem Diener schieben?“ — „Nu, wie heißt! Hab' ich's nötig zu strampeln?“ —

— **Unbewusstes Bekenntnis.** Rechnungsrat (zu seinem Kollegen): „... Dir will ich es anvertrauen: Ich schreibe seit einiger Zeit gegen Honorar kleinere Beiträge für belletristische Zeitschriften! ... Du glaubst gar nicht, welch' einen reizvollen Wert das Geld hat, das man sich durch Arbeit verdient!“ —

— **Gerechte Entrüstung.** In dem „aufblühenden“ Badeort Schwefelhausen wurde der Flaschnermeister Blechhoserl eines Tages von der halben Einwohnerschaft fürchterlich durchgeprügelt. Der Unglücksmensch hatte, als gerade die Badesaison beginnen sollte und ganz Schwefelhausen auf den ersten Badegast lauerte, zur Empfehlung seiner neupatentierten Badewannen am Bahnhof eine große Blechtafel anbringen lassen mit der Aufschrift: „Bade zu Hause!“ — (Flieg. Bl.)

Notizen.

— Auch das Theater des Westens will in der nächsten Saison unter Hofbauers Leitung die Operette pflegen. In Aussicht genommen sind: „Der Wettelstudent“ von Millöder, „Der Vogelhändler“ von Zeller, „Giroflé-Girofla“ von Lecoq und „Hofmanns Erzählungen“ von Offenbach. An neuen Opernwerken sind vom Theater des Westens die folgenden geplant: „Der König wider Willen“ von Chabrier, dem Komponisten der „Brüder“, „Zwei Witwen“ von Smetana und die „Reise nach China“ von Bazin. —

— Frau Melba unternimmt, wie das „D. T.“ erfährt, in der nächsten Saison eine Tournee durch Europa und wird bei dieser Gelegenheit auch zum erstenmal in Berlin singen. —

— Das musikalische Urheberrecht soll im Anschluß an die Neuregelung des literarischen Urheberrechts einer Revision unterzogen werden. In dem Entwurf, der vom Reichs-Justizamt bearbeitet wird, ist die wichtigste Bestimmung die Hinaussetzung der nach dem Tode des Urhebers eintretenden Schutzgrenze von dreißig auf fünfzig Jahre. Volle Geltung wird diese Bestimmung jedoch nur für solche Komponisten haben, die jetzt noch am Leben sind. —

— In Frankfurt a. M. hat sich ein „Städelscher Museumsverein“ konstituiert, der für die Vergrößerung der wertvollen Sammlung sorgen will. —

— Im Pariser „Neuen Theater“ wird Richard Wagner's „Tristan und Isolde“ unter Lamoureux' Leitung an zehn Abenden in der Zeit vom 21. Oktober bis 21. November gegeben werden. Die musikalischen Vorproben haben schon begonnen, die Hauptrollen sind dreifach besetzt. —

— Das Charles-Theater in New-Orleans, eines der ältesten Theater in den Vereinigten Staaten, ist kürzlich zum zweitenmal niedergebrannt. Es wurde im Jahre 1835 mit einem Kostenaufwande von 350 000 Dollar gebaut. Es war damals das größte in den Vereinigten Staaten und das erste, das mit Gas beleuchtet wurde. —

— Leopold Ritter von Blumencron ist im Alter von 95 Jahren in Wien gestorben. Bis vor wenigen Wochen hatte er noch als verantwortlicher Redakteur des „Fremdenblatt“ fungiert. —

— Die russische, nach Spitzbergen bestimmte Expedition ist gezwungen, inthätig in Tromsö in Norwegen zu verharren, weil enorme Eisanhäufungen die Inseln von Spitzbergen unzugänglich machen, so daß selbst der starke Eisbrecher „Hermat“ sich die Durchfahrt nicht erzwingen kann. Infolgedessen dürfte es vielleicht notwendig sein, die ganze Expedition bis zum nächsten Jahre zu verschieben. —

t. Eine der ältesten Brücken in Europa wird in kurzer Zeit verschwunden sein, da sie für die heutige Schifffahrt ein Verkehrshindernis bildet. Es ist dies die schöne steinerne Brücke über die Donau bei Regensburg, die in 15 Bogen in einer Länge von 994 Fuß den Fluß überspannt. Sie wurde in den Jahren 1135—1146 gebaut. Hans Sachs sang ihr Lob als eines der Wunder der Baukunst und als der mächtigsten Brücke in Deutschland. —